
Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 171. Bromberg, den 27. Juli 1930.

Das Gift.

Roman von William le Queux.

Bearbeitet von Dr. Otto Borschke.

(3. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„In St. Malo?“ wiederholte ich. „Wie kam ich hierher? Ich kann mich an nichts erinnern.“

„Allerdings“, sagte die freundliche Schwester. „Sie sind auch noch nicht ganz hergestellt.“

„Wovon?“

„Von dem Verlust Ihres Gedächtnisses — die Ärzte sagen, daß Sie unter den Folgen eines vollkommenen Nervenzusammenbruches litten.“

Ich riß den Mund auf und konnte nicht glauben, daß ich bei Sinnen sei. War alles vielleicht nur ein Traum? Aber nein — nach und nach sah ich wieder alle Vorgänge in jener Nacht in der Stetton Street vor mir. Ich sah sie bis ins Kleinste — Oswald De Gex, den Diener Horton und das tote Mädchen, schön und bleich, wie es mit geschlossenen Augen auf seinem Totenbette gelegen hatte.

Ich erinnerte mich auch an das Dokument, das ich gegen Bezahlung ausgestellt hatte — gegen jene Banknoten, die nun die Polizei in sicherer Verwahrung hielt.

Das ganze Abenteuer erschien mir wie ein schwerer Alp — und doch war es wirklich so. Auf welche Weise kam ich nach St. Malo — wie war ich von London hierher gereist?

„Schwester“, sagte ich, „welches Datum haben wir heute?“

„Den 11. Dezember“, erwiderte sie.

Der Vorfall in der Stretton Street hatte sich in der Nacht des 7. November abgespielt — also vor mehr als einem Monat!

„Seit wie lange bin ich hier?“

„Seit fast drei Wochen“, war die Antwort.

War es wirklich möglich, daß ich während der vorhergehenden zehn Tage verschwunden gewesen war?

Ich wollte noch Weiteres von der Schwester in Erfahrung bringen, doch weigerte sie sich, meine Neugierde zu befriedigen.

„Die Ärzte haben mir aufgetragen, Sie nicht aufzuregen“, erklärte sie. „Verlangen Sie daher nicht von mir, daß ich mein Versprechen nicht halte. Morgen wird es Ihnen schon besser gehen und dann wird man Ihnen alles erzählen.“

„Mein Fall muß ein sehr merkwürdiger sein, nicht?“ fragte ich.

„Gewiß“, gestand sie, „wir standen alle wie vor einem Rätsel.“

„Warum wollen Sie mir dann nicht gleich jetzt alles sagen und spannen mich so auf die Folter?“ drängte ich.

„Weil Sie sich noch nicht ganz erholt haben. Kommen Sie“, fügte sie freundlich hinzu, „wir wollen einen kleinen Spaziergang machen. Es wird Ihnen gut tun, heute ist ja prächtiges Wetter.“

Ihrem Vorschlag folgend, schritt ich an ihrer Seite durch den Garten des Spitals. Wir gingen nach St. Malo hinunter, dessen Straßen mir jedoch ganz fremd waren. Die Schwester erklärte zwar, daß ich schon mehrmals dort spazieren gegangen war, doch konnte ich mich absolut nicht erinnern. — „Ich führe Sie jetzt Ihren Lieblingsweg“, sagte sie, während wir durch eine der steilen, engen Gassen zu der kleinen Place de Chateaubriand hinunterstiegen, auf der das alte Schloß lag, das aber jetzt als Mietshaus diente.

Sie stieg dann mit mir zu den Wallanlagen hinauf; von dort konnte ich das Meer bewundern, die vielen kleinen Inseln und die merkwürdige Lage der Stadt. Die Aussicht an jenem sonnigen Dezembermorgen war prächtig.

Von einer Stelle aus, an der wir stehen geblieben waren, zeigte mir die Schwester die kleinen Vororte Dinard und St. Egonat und nannte mir die Namen der verschiedenen kleinen Inseln, die sich aus dem Meer erhoben, Les Herbiers, Grand Jardin, La Conchee und alle anderen.

Ich ging aber dahin wie im Traume. In der verflossenen Stunde hatte sich mir ein neues Leben eröffnet. Was sich ereignet hatte, seit ich aus der Hand des Millionärs jenes Banknotenbündel in Empfang genommen hatte, wußte ich nicht. Ich war aus dem Dunkel der Bewußtlosigkeit erwacht und fand mich in einer Umgebung, die mir bisher unbekannt gewesen war — in einem französischen Spital, in dem man mich als einen „interessanten Fall“ betrachtete.

Ich stand an die Mauer gelehnt da und blickte um mich. Meine Gewohnheit war es, meine Zigarettendose in der oberen Westentasche zu tragen. Instinktiv fühlte ich nach der Dose — sie war da!

Allerdings war es nicht mein eigenes silbernes Etui, sondern eine große Nickeldose, doch in ihr befanden sich mehrere Zigaretten meiner Sorte.

Fragend sah ich die Krankenschwester an.

Sie lächelte und sagte:

„Viele davon haben Sie nicht mehr. Weshalb wollen Sie keine andere Sorte rauchen? Sie bestehen immer auf dieser einen. Gestern hatte ich große Schwierigkeiten, sie Ihnen zu beschaffen.“

„Es ist meine Lieblingssorte“, sagte ich und zündete mir eine davon an.

„Ich weiß es, doch hier in Frankreich sind sie schwer zu bekommen. Unlängst erzählten Sie, daß Sie diese Sorte auch während des Krieges geraucht hätten und daß Sie sie sich sogar nach Italien nachschicken ließen.“

Das stimmte.

„Ich kann mich zwar nicht erinnern, das gesagt zu haben, Schwester“, sagte ich lachend, „aber es ist richtig. Ich scheine erst heute zu vollem Bewußtsein gelangt zu sein.“

„Dies sagte auch Professor Thillot voraus. Die anderen hatten Sie schon aufgegeben, doch er erklärte, Ihr Erinnerungsvermögen werde bei sorgsamer Pflege wieder ganz normal werden.

„Wer ist Professor Thillot?“

„Der bekannte Pariser Nervenspezialist. Er war vor

zehn Tagen auf Veranlassung der Polizei hier und vertraute Sie meiner Pflege an."

Ich mußte lachen.

„Dann bin ich also noch immer ein interessanter Fall, was?"

„Allerdings."

„Erzählen Sie mir doch Näheres", bat ich. Ich will wissen, wie ich hierher nach Frankreich gekommen bin, wo ich doch in London in Bewußtlosigkeit verfallen war."

„Morgen", erklärte sie freundlich, doch entschlossen. Sie war eine liebe Frau und hieß Schwester Marie.

Wir kehrten zum Spital zurück, doch als wir über den Quai Dugay=Trouin gingen — ich hatte den Namen auf einer Straßentafel gelesen — verwirrten sich meine Gedanken neuerlich. Mein Sehvermögen nahm ab und meine Erinnerung, selbst an die Vorgänge der verflossenen Stunde, schwand.

Meine Pflegerin sprach mit mir, während wir durch die Straßen dahinschritten, doch ich weiß, daß meine Antworten nicht vernünftig waren. Ich fühlte, daß ich nicht ganz bei mir war. Soweit ich es ermessen konnte, waren meine Sinne zwar in Ordnung — nur an die Vergangenheit konnte ich mich nicht erinnern.

Als ich an der Seite der Schwester durch den Garten zum Spital hinaufstieg, überkam mich plötzlich eine seltsame Schwäche. Ich kann zwar das Gefühl nicht beschreiben, doch war mir zumute, wie einem, der alle Freude am Leben verloren hatte und der sich nach dem Tode sehnte.

Ein derartiges Gefühl war mir bisher fremd gewesen, ich war immer lustig und für die Freuden des Lebens empfänglich gewesen; Harry Hambledon und ich hatten uns mit unserer Lebensfreude sogar gebrüstet.

Wo war Harry eigentlich? Sicher war er erstaunt darüber, daß ich von unserem Junggesellenheim so lange abwesend war.

All dies ging mir durch den Kopf, da schwand mir neuerlich, ohne jeden Grund, das Bewußtsein. Wir waren eben beim Tor des Spitals angelangt und die Schwester hatte gerade zu mir gesagt:

„Nun bleiben Sie hübsch ruhig und machen Sie sich keine Gedanken über das Vergangene. Morgen wird alles wieder gut sein."

Was ich als Antwort darauf sagte, weiß ich nicht. Ein beklemmendes Gefühl überkam mich und mir war es, als ob mein Schädel mit einem glühenden Metall gefüllt wäre, während ich rückwärts im Nacken einen stechenden Schmerz verspürte, der mir den Atem nahm.

Die Schwester muß mir meinen Zustand angesehen haben, denn sie fragte mich, ob ich mich nicht wohl fühle. Ich wollte sie diesbezüglich beruhigen, doch es gelang mir nicht, denn ich verlor wieder das Bewußtsein.

Was weiter war, kann ich mich nicht mehr erinnern — wahrscheinlich ging ich ganz mechanisch zu meinem Bett zurück.

Als mein Anfall vorüber war und ich wieder zu mir kam, lag ich in einem Bett und starrte zur Decke hinauf. Zu beiden Seiten von mir lagen Männer in Betten. Sie sprachen französisch miteinander.

Ich lauschte und in wenigen Sekunden erinnerte ich mich an die Vorgänge des vergangenen Tages. Dann erklärte eine Schwester, die mir fremd war, daß es Zeit sei, aufzustehen. Ich gehorchte und zog mich an, doch auch meine Kleider waren mir fremd und paßten mir nicht.

Während ich mich wusch, mußte ich über meine Lage lachen. Einmal war ich ganz bei mir und schon in der nächsten Stunde wußte ich nichts mehr von mir.

Das aber wußte ich, daß ich eine Summe Geldes für einen unerlaubten Dienst angenommen hatte. Ich hatte mich für einen Arzt ausgegeben und einen Totenschein ausgestellt. Mein ganzes Trachten war nun darauf gerichtet, De Gex zu sprechen und von ihm eine umfassende Erklärung all dieser seltsamen Ereignisse zu verlangen.

Meine Anfälle wiederholten sich von Zeit zu Zeit. Manchmal konnte ich mich an die Vergangenheit erinnern, dann wieder verwirrten sich meine Gedanken. Ich konnte nicht denken und sah um mich nur traumhafte, verzerrte Gestalten.

Seit meinem Spaziergang im Sonnenschein waren anscheinend vierundzwanzig Stunden vergangen.

Die Männer im Krankenhause waren durchweg Franzosen, offensichtlich den unteren Klassen angehörend. In der einen Ecke war ein heftiger Streit zwischen einigen Männern entstanden, die erregt gestikulierten, während einer von den Kranken in seinem Bette saß und idiotisch vor sich hinlachte.

Da trat ein großer schlanker Mann, der eine Brille trug, ins Zimmer. Er kam auf mich zu und forderte mich auf, ihm zu folgen.

Ich gehorchte. Er führte mich in ein kleines Bureauzimmer, in dem zwei Männer standen. Beide waren in mittleren Jahren und sahen wie Amtspersonen aus.

Nachdem man mir einen Stuhl angeboten hatte, setzten sich alle, und der Große, Schlanke, den ich ganz richtig für den Direktor des Spitals hielt, begann mich auszufragen.

„Wie fühlen Sie sich heute?" war seine erste Frage, die er auf Französisch an mich richtete.

„Ich fühle mich bedeutend besser", gab ich zur Antwort. „Doch gestern klärte mich meine Pflegerin über einige merkwürdige Umstände auf, die meine Person betreffen."

„Ja. Sie waren ernstlich krank; doch jetzt, wo es Ihnen besser geht, wollen diese Herren hier einige Fragen an Sie richten."

„Diese Herren sind Polizeibeamte, wie ich vermute."

Der Direktor nickte bejahend.

„Wir wollen genau feststellen, was Ihnen zugestoßen ist", begann der Älteste von den beiden.

„Das weiß ich wirklich nicht", erwiderte ich. „Ich muß in London in Bewußtlosigkeit verfallen sein und — —"

„In London?" rief Leullier, der Polizeipräfekt, überrascht aus. „Wie kamen Sie denn hierher nach St. Malo?"

„Davon habe ich nicht die geringste Ahnung", gab ich zur Antwort. „Ich glaube, man fand mich hier."

„Allerdings. Ein Fischer, der gegen 2 Uhr früh über den Quai St. Vincent ging, fand Sie mit dem Rücken an ein Haus gelehnt, auf dem Gehsteig sitzend. Sie stöhnten, als ob Sie Schmerzen hätten. Er rief die Polizei, die Sie mit dem Rettungswagen hierher ins Spital brachte. Die Ärzte stellten zwar fest, daß Sie keine Schmerzen hätten, doch konnten Sie über Ihre Person keine genaue Auskunft geben."

„Was erzählte ich denn?"

„O, allerlei ungereimtes Zeug. Einmal erklärten Sie, Sie seien aus Italien gekommen, dann erzählten Sie wieder, Sie hätten ein Auto gemietet und der Chauffeur hätte Sie in der Nacht überfallen. Dann wieder schienen Sie zu glauben, sich in einem Bureau zu befinden und sprachen von elektrischen Installationen." — „Das ist mein richtiger Beruf", erklärte ich. Ich sagte ihnen meinen Namen und meine Londoner Adresse, die sich die Polizisten aufschrieben.

„Sie gaben uns an, Ihr Name sei Henry Aitken und Sie lebten meistenteils in Italien, irgendwo in der Nähe von Rom. Wir haben telegraphisch bei einer Anzahl von Personen, die Sie uns namhaft machten, Erkundigungen eingezogen, doch alle mit negativem Erfolg", bemerkte der Polizeibeamte.

„Jetzt bin ich wieder im Vollbesitze meiner Sinne", erklärte ich. „Wieso ich aber nach Frankreich kam, weiß ich nicht. Ich verlor in einem Hause der Stretton Street in London das Bewußtsein — was seither mit mir geschehen ist, weiß ich nicht."

„Unter welchen Umständen verfielen Sie in Bewußtlosigkeit?" fragte der Arzt, indem er mich durch seine Brille scharf anblickte. „An was können Sie sich erinnern — erhielten Sie irgendeinen Schock?"

Ich erzählte ihm, daß ich bei einem Freunde — als solchen gab ich De Gex aus — auf Besuch gewesen, und daß dessen Nichte plötzlich gestorben sei. Nachher sei ich bewußtlos geworden.

Der Polizeipräfekt wollte natürlich mehr wissen, doch ich zog es vor, seine Neugierde nicht zu befriedigen. Meine Absicht war, nach London zurückzukehren und von De Gex eine offene Erklärung über die Ereignisse jener Nacht zu fordern. Der plötzliche Tod seiner Nichte Gabriele Engledue erschien mir sehr verdächtig.

Der Polizeibeamte erzählte mir noch, daß alle Firmazeichen aus meinen Kleidern entfernt worden waren, ebenso die Marke aus meiner Wäsche. Nichts war bei mir gefunden worden, wodurch meine Identität bestätigt wurde, aber fünftausend Pfund in Banknoten, die ich in meiner Tasche gehabt hatte und die er mir nun übergab. Es waren die gleichen Noten, die mir De Gex für die Ausstellung des falschen Totenscheines gegeben hatte.

Erstaunt vernahm ich die Geschichte von meiner Auffindung, von den Versuchen, die man zur Feststellung meiner Identität gemacht hatte und von dem Besuche des britischen Vizekonsuls im Spital. Auch er hatte mich ausgefragt, doch hatte ich ihm ebenfalls eine vollkommen phantastische Geschichte erzählt.

Ich hatte das Gefühl, daß keiner der drei Fragesteller mir auch nur ein Wort meiner Darstellung glaubte; allerdings hatte ich ihnen auch nicht die volle Wahrheit enthüllt.

Ich erinnerte mich nur an Verschiedenes, das ich gern vergessen hätte. Dadurch, daß ich mich als Arzt ausgegeben und einen Totenschein ausgestellt hatte, hatte ich ein schweres Verbrechen begangen — ja, ich hatte mich vielleicht eines Mordes mitschuldig gemacht! Dieser Gedanke quälte mich und erfüllte mich mit Schrecken.

Den Polizeipräfekten schien zwar meine Erklärung keineswegs zu befriedigen, aber er mußte sie dennoch hinnehmen. Eine Stunde später wurde ich aus dem Spital entlassen, vorher aber zeigte man mir noch das Register, in das ich mich als „Henry Aitken" eingetragen hatte. Ich radierte den Namen aus und ersetzte ihn durch meinen richtigen.

Dann bedankte ich mich beim Direktor und schritt als veränderter Mann in die Straßen von St. Malo hinaus.

(Fortsetzung folgt.)

Nach Norden hin!

Eine Eigenbrödlerfahrt nach dem hohen Norden
von R. R.

III.

Der Mensch denkt, und der Kontorchef lenkt. Wallenstein hatte Unrecht, wenn er behauptete, daß die Sterne nicht lügen. Mein Sternbild „Tellus" log und fuhr nicht dorthin, wohin es sollte. Nun, dann fare vell, alter flunkernder Schützenbruder, dann schließe ich mich eben der Kronprinzessin Märtha an, kein übler Tausch, he? Eine ausgefallene Fahrt, aber gerade darum, ich als einziger Tourist, sonst nur Eingeborene, die ihren Hütten zustrebten, im übrigen aber hier und überall Schwärme von Pfadfindermädels, Ruder- und Schwimmnixen mit grünen Hüten à la Robinson Crusoe, mit braunen, weißen, roten, grünen Mützchen, manche tragen lange Schifferhosen, natürlich farbig, knallrot, einfach Puppe!

Der Süden ist flach und friedlich, die meisten Küstenstädte sind mit Oslo durch Eisenbahn verbunden. Das geht so bis Kristiansund, von dort ab wird Anschluß nach Stavanger gesucht.

Bei Krageroe werde ich von einer Neuerung überrascht, ich traue meinen Augen nicht, wahrhaftig und wirklich, da steht auf großem Blechschild am Kai der Name der Station angeschrieben; darunter die Entfernungen nach Oslo usw., genau wie auf den Bahnhöfen, nur nicht so schön und sauber. Stolz bläht sich meine Brust. Sollten vielleicht meine kritischen Bemerkungen im „Pommereller Tageblatt" oder dem „Bergener Aftenbladet" Wunder gewirkt haben? O, nein, das war nur eine Eintagsfliege, vielleicht ein origineller Einfall eines hungernden Landschaftsmalers, nein, Krageroe stand darin einzig da, denn von nun ab hießen alle Stationen wiederum Tiedemanns — Tobak und Pellerin — Margarin, so wie in alter Zeit. —

Sanft ansteigendes, felsiges Hügelland. Die Heuernte in vollem Gange, die Felder sehen aus wie buntgeflickte Schürzen. Welch ein Unterschied! Vor 4 Tagen auf Bornholm schon Weizen in Stiegen und hier Heuernte. Das Kap Lindesnäs trennt Skagerrak von der Nordsee, und schon wird das Klima rauher, die Bodenverhältnisse schlechter. — Auf dem Domplatz in Kristiansund sah ich blühende Rosen und Päonien, nördlich davon nackte Felsen, Fetzen von Wiesen, Heckenrosen und Butterblumen, überall aber den heiligen Hollunder.

Die Möven haben herrliche Tage: Kleinfische dringen in Massen in die Bucht, das Wasser kocht förmlich von Fischen. Die Möven mitten unter ihnen, fliegen nur ein wenig auf, hacken und schlucken tapfer drauf los, stundenlang und auch noch länger. Was so eine Möve verdauen kann, geht über unsern Horizont.

In einem norwegischen Liede heißt es, daß Norwegen nur Hütten und Häuser, aber keine Burgen aufzuweisen habe, ist doch das ganze Land eine einzige Burg, aber hier und da hat weilands König Christian doch etwas nachgeholfen. Würde der sich aber heute wundern, was aus seinem Geschäft geworden ist! Gras wächst vor den Toren und auf den alten Wällen, und die Kononen sind auf die hohen Felsen geklettert und haben dort ihre Nester gebaut.

Folgt eine meilenlange, sandige und öde Küste. Am Hafsfjord setze ich meine historischen Betrachtungen mit Nutzanwendung fort. Hier, südlich von Stavanger, hat nämlich König Harald Schönhaar seine Konkurrenz geschlagen und ein einiges Norwegen geschaffen, eine wirksame, aber veraltete Methode, seitdem man den Völkerbund und Paneuropa erfunden. Ganz sicher aber hätte König Harald diese Seeschlacht nicht zum zweiten Male am Hafsfjord geschlagen, wenigstens heute nicht, das hätte weder er, noch seine lieben Seeräuber riskiert, denn ganz in der Nähe erheben sich die Masten der größten Radiostation im Norden.

Eine Woche schon ist verflossen, seitdem ich in Gdingen an Bord gestiegen. Ich wandere durch die Straßen von Stavanger, besuche den Dom und steige zum Schloßteich, die Leute nennen ihn See, und das Schloß ist der alte, hölzerne Bischofssitz, der als Lateinschule wenigstens etwas seinen alten Charakter wahrt, und dann erkenne ich nichts mehr wieder.

Donnerchen, Donnerchen, hat sich die Stadt aber verändert, ganze Stadtteile und Villenkolonien sind entstanden, ich werde traurig, werde böse: Ich muß doch, Schockschwerenot, den Felsen finden, von dem aus ich 1913 über den Fjord geschaut. Ich fand ihn auch schließlich, aber halbiert. Böse Menschen haben ihn zur Hälfte weggesprengt, um Raum für 20 neue Häuser zu schaffen. Tief erschüttert setze ich mich nieder und lese im „Berliner Lokalanzeiger", wie dort unten weit in der Türkei die Berliner Stadtväter sich schlagen, lese vom polnischen Militärzug, der am 1. Juli . . ., doch wenn man auf Reisen geht, soll man keine Politik treiben, und zu Hause lohnt es sich schon gar nicht. Ich lasse also dieses Thema und denke dafür an meinen Freund Max, den wundertätigen Hungerdoktor. Also, — Freund Märchen, denn das klingt entschieden besser, seine Frau nennt ihn auch so, hört aber nicht auf seine Lehren, also Märchen hat mir mal kristallklar bewiesen, daß die Menschen nie Hungers sterben, sofern sie etwas zu essen haben, dagegen häufig an Fraß und Völlerei und zwar schon hier auf Erden zu Grunde gehen, und darum wäre es gut, nach einer achttägigen Verpflegung an Bord eine Toledowaage zu besteigen, auf ihren warnenden Zeiger zu achten und zu fasten, zu fasten.

Ich schaue in meine abgemagerte Geldtasche und beschließe heldenmütig einen Fasttag. Ich will Ihnen das Menü, insoweit ich standhaft geblieben bin, naturgetreu mitteilen: Morgenkaffee mit 2 Butterbrötchen, 1 Pfund Frühkirschen, die hier Morellen heißen, statt eines Mittagbrotes mit fünf Gängen, und zur Nacht Kaffee mit drei weichen Waffeln. Herrlich, heldenhaft, reicht mir den Lorbeer! Ich sinke entkräftet unter einer blühenden Linde auf harter Holzbank nieder, um wenigstens „in Schönheit zu sterben", da dringt zu mir statt des erwarteten Hungertyphus der Klang des Schiffsgongs herüber. Die Imker unter meinen Lesern wissen, daß der Klang des Gongs oder der Geruch einer Bratpfanne suggestiv auf Bienen und Menschen wirkt, und auf See soll man nicht lügen, denn man steht dem Jenseits zwischen Riffen und Schären näher als sonst, also, ich habe einen Herrn beobachtet, der aß noch zwei Hammelstücke, diversen Hummer und andere Träume erregende schwere Käsesorten.

Sie sollen mir den Vorwurf nicht machen, ich hätte in Stavanger nur körperlich gewirkt. Da habe ich zunächst mit offenen Augen das polnische Konsulat in der neuen Olavgasse gesehen, der Herr Konsul heißt Torginnson, dann

habe ich am tschechoslowakischen Konsulat eingehend Heraldik getrieben, sah diverse Adler, dicke und dünne, schwarze und weiße, Greife und Löwen mit gefransten Schwänzen, ein Andreaskreuz und einen Tanzbären, und der Herr Konsul hatte auch einen Blumenladen, na, und Wokobl habe ich auch getrunken, das brachte mir eine Jungfrau in meinem Alter. Sie war blond, doch etwas stärker als ich, sie summte ein Lied: Ich küsse Ihre Hand, Madam! Und da ich gerade von Altertümern rede, komme ich auf die Tausendjahrfeier zu sprechen.

Am 29 Juli sind es 1000 Jahre her, da König Olav bei Stiklestad fiel. Er ist dafür und für andere gute Taten heilig gesprochen worden. In Trondhjem ist eine große Ausstellung, die jeder gesehen haben muß, alte und neue Sachen, im Dom große kirchliche Feier der Staatskirchler, während die Katholiken nach Stiklestad wallfahrten. So haben alle ihre Tausendjahrfeier. Die Irländer und die Norweger, die einen freuen sich, daß sie sich vor 1000 Jahren eine Verfassung gegeben haben, nach der sie noch heute machen können, was sie wollen, und die Norweger freuen sich, daß sie vor 1000 Jahren auch nicht rechte Christen waren.

In den Schaufenstern sieht man Bilder aus der St. Olav-Sage, sieht ihn auf der Brautfahrt, sieht ihn mit der schönen Astrid aus Schweden Brüllog (Hochzeit) feiern usw. 150 000 Kronen sind bisher ausgeworfen, um die ältesten Kirchen auf Selja, die Ruinen der St. Sunniva und Albanuskirche zu restaurieren. Doch, ich will bescheiden sein, und berufenere Leute über die Feier berichten lassen, meine Fahrt wäre ja sonst aktuell, fare vell!

(Schluß folgt.)

Elektrischer Stuhl, Guillotine, Galgen?

Ein Kongreß in San Francisco. — Die Todesstrafe in den Vereinigten Staaten. — Hinrichtung in Fortsetzungen.

In allen Ländern, in denen die Todesstrafe noch nicht abgeschafft ist, diskutiert man seit Jahren heftig über die Frage, ob man weiter hinrichten soll — oder ob man auf die Todesstrafe verzichten kann. Die Gegner der Todesstrafe führen sie ad absurdum an Hand jener schrecklichen Justizmorde, die immer und immer wieder vorkommen und die den Tod unschuldiger Menschen bedingen. Die Verfechter der Todesstrafe indes stehen auf dem Standpunkt, daß die Schwerverbrechen in jenem Moment unheimlich steigen würden, in dem man gesetzlich auf die Todesstrafe verzichtet. In einem Lande gesteigerter Kriminalität, wie in den Vereinigten Staaten von Amerika, sind sich die berufenen Faktoren absolut darüber einig, daß man auf die Todesstrafe unter keinen Umständen verzichten kann. Aber man ist sich nicht darüber klar, auf welche Weise die Todesstrafe vollzogen werden soll. Die meisten Staaten der Union bedienen sich des elektrischen Stuhls — aber man weiß heute, daß diese Hinrichtungsart keineswegs so menschlich ist, wie man ursprünglich annahm. Man wendet wohl Hochspannungsströme an, um die Hinrichtung nach Möglichkeit abzukürzen; wissenschaftliche Untersuchungen haben indes ergeben, daß die Körper vieler Hingerichteter auch diesen Hochspannungsströmen stärksten Widerstand zu leisten vermochten und daß die Delinquenten dadurch entsetzliche Qualen auszuhalten hatten. Die Justizchronik der Vereinigten Staaten berichtet selbst über sechs Fälle, in denen die Arbeit des elektrischen Stuhls länger als eine Viertelstunde dauern mußte, ehe die Verurteilten vom Leben zum Tode gebracht waren. Im Staate Newyork mußte eine Hinrichtung — an einem dreifachen Frauenmörder — dreimal hintereinander vorgenommen werden, ehe das Urteil vollstreckt war. Daß eine solche Hinrichtung in Fortsetzungen eine mittelalterliche Grausamkeit bedeutet, dürfte auch den unentwegtesten Anhängern der Todesstrafe einleuchten.

Man hat jetzt einen Kongreß nach San Francisco einberufen, der sich mit der Neuregelung der Todesstrafe vom medizinischen Standpunkt aus befassen soll. Die hervorragendsten medizinischen Kapazitäten der Union, viele Richter und Staatsanwälte werden diesem Kongreß beiwohnen, der sich Mühe geben soll, eine möglichst menschliche Art der Todesstrafe herauszufinden.

In den Vereinigten Staaten benutzt man zur Durchführung die Guillotine; auch in Deutschland werden die zum Tode Verurteilten durch das Beil hingerichtet. Andere europäische Länder, darunter auch Polen, bedienen sich des Galgens, Estland greift auf den altgriechischen Giftbecher zurück, Mexiko erschießt seine Delinquenten. Der Kongreß in San Francisco soll nun feststellen, welche von diesen Hinrichtungsarten am menschlichsten ist. Man weiß, daß das Fallbeil in vielen Fällen so wenig einwandfrei gearbeitet hat, daß der Tod des Verurteilten häufig erst nach großen Qualen eingetreten war. Der Tod am Galgen, der außerdem als besonders schimpflich gilt, tritt auch nicht immer so zuverlässig und schnell ein, wie man es im Interesse der Menschlichkeit wünschen muß. Und in Estland hat sich erst dieser Tage der Fall ereignet, daß ein Delinquent den Schierlingsbecher austrank, ohne daß das Gift irgendeinen Einfluß auf seine inneren Organe ausgeübt hätte. Man streitet sich darüber, ob der Verurteilte begnadigt oder ob er auf irgendeine andere Weise ins Jenseits befördert werden soll.

Aus all dem geht hervor, daß die Kongreßteilnehmer in San Francisco vor schwerwiegenden und nicht leicht zu lösenden Problemen stehen, und man darf gespannt sein, auf welche Hinrichtungsart sich die Kapazitäten endlich einigen werden.

St. F.



Bunte Chronik



* **Eine Kirche vom Priester eigenhändig errichtet.** In einem kleinen Dorfe in der Nähe von Havanna, auf der Insel Kuba, entstand eine Kirche, die von dem Dominikanermönch Reginald Sanchez eigenhändig erbaut wurde. Sanchez begann den Kirchenbau vor acht Jahren. Die Kirche steht an einer Stätte, wo sich in früheren Jahren ein Dominikanerkloster befand, welches im Laufe von Jahrzehnten durch verschiedene Unglücksfälle völlig zerstört wurde. Das im Jahre 1859 erbaute Kloster wurde wiederholt von Räuberbanden ausgeplündert. Im Jahre 1897 schlug ein Blitz in den Klosterturm und verursachte einen großen Brand. Ein Jahr später, während des spanisch-amerikanischen Krieges, wurde das verlassene Kloster als Feldküche benutzt. Im Jahre 1907 legten unbekannte Übeltäter Dynamitpatronen unter die Reste des Klostergebäudes und sprengten es vollständig. Im Jahre 1922 beschloß der General des Dominikanerordens, die verwaiste Kirchenstätte durch einen neuen Kirchenbau wieder ihrer heiligen Geltung zuzuführen. Der Dominikanermönch Sanchez äußerte den Wunsch, selbst die heilige Stätte aufzurichten. Er entwarf den Plan, arbeitete als Träger bei der Montage der Eisenpfeiler, trug eigenhändig jeden Ziegelstein, stellte den Kalk her usw. Ihm halfen bei der Arbeit seine Gläubigen. Nach acht Jahren entstand auf diese Weise eine Kirche von 79 Metern Länge, 41 Metern Breite, mit zwei gothischen Türmen und 130 Türmchen.

* **Totschlag wegen einer Zigarette.** In der französischen Stadt Clichy wohnten zwei junge Fabrikarbeiter René Hubos und Marcel Ghernoux. Sie waren die besten Freunde und pflegten täglich, wenn sie von der Arbeit nach Hause gingen, miteinander ein kleines Stündchen gemütlich zu plaudern. Jüngst passierte es, daß Hubos seinen Tabak zu Hause vergessen hatte, und als Ghernoux seine Tabaktüte aus der Tasche zog, um sich eine Zigarette zu drehen, bat ihn sein Freund Hubos um ein bißchen Tabak. Statt für die Liebenswürdigkeit sich zu bedanken, begann Hubos die Qualität des Tabaks seines Freundes zu kritisieren. Ghernoux empfand diese Kritik als persönliche Beleidigung und ging aufgeregt von dannen. Am nächsten Tage trafen sich die beiden wieder. Als Ghernoux erklärte, er fühle sich durch die Äußerungen Hubos über die Tabakqualität verletzt, begann eine neue aufgeregte Diskussion. Rasch wurden die Freunde handgreiflich. Ghernoux zog ein Messer, Hubos schlug ihn mit solcher Wucht auf den Kopf, daß er tot umfiel. Und alles um den Tabak.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.